

Die Wegbeschreibung auf der Mail, die John McHugh von der Heinrich Böll Association auf Achill Island mir geschickt hatte, um zum Cottage zu finden, war eindeutig gewesen: ‚In the middle of nowhere‘ sollten wir von der Hauptstraße abbiegen und dann, nach einigen Kilometern, an einer T-Kreuzung rechts fahren.

Unglücklicherweise begann ‚the middle of nowhere‘ bereits wenige hundert Meter nach den letzten Häusern von Achill Sound, der Ortschaft hinter der 50 Meter langen Brücke, die die irische Hauptinsel mit der vorgelagerten Insel Achill verbindet und unter der viermal täglich die Gezeiten des Atlantiks hindurchrauschen.

Wie soll man dieses Nirgendwo beschreiben?

Haar ist etwas Erotisches, Verspieltes, Liebliches und Lebendiges, aber es lenkt oft genug auch ab von dem Kopf darunter und verbirgt ihn, wogegen eine Glatze die Morphologie des Schädels radikal und unverblümt offenbart. Ein haarloser Charakterkopf ist immer etwas Ernstes aber auch Ehrfurchtgebietendes. In diesem Sinne ist Achill, die fast völlig baumlose Insel aus weiten braunvioletten Heideflächen, Torfmooren und kahlen blaßgrünen und felsgrauen runden Bergrücken, die aussehen als haben titanische Elefanten sich in der Ebene zur Ruhe gelegt, der Charakterkopf Irlands.

Seit den Zeiten, in denen Heinrich Böll seine erste Ankunft auf der grünen Insel beschrieb, scheint weit mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. „Auf dem Dampfer war England zu Ende: hier roch es schon nach Torf, klang kehliges Keltisch aus Zwischendeck und Bar, hier schon nahm Europas soziale Ordnung andere Formen an: Armut war nicht nur ‚keine Schande‘ mehr, sondern weder Ehre noch Schande... die Bügelfalten hatten ihre schneidende Schärfe verloren, und die Sicherheitsnadel, die alte keltisch-germanische Fibel, trat wieder in ihr Recht.“

Heute fliegt man zum International Airport von Dublin, steigt um in den Mietwagen, mißt in Metern und Kilometern, zahlt mit Euro, und das ehemalige Armenhaus Europas hat sich zum Boomland Nr. 1 entwickelt und neuerdings auch schon wieder zurück zum krisengeschüttelten Schuldenstaat. 2010 sind erstmals seit zwei Jahrzehnten wieder mehr Iren aus- als Neubürger eingewandert.

Während ich also samt Familie in meinem japanischen Kleinwagen in der einfallenden Dämmerung über die Insel irrte auf der Suche nach der rechtsabbiegenden Straße inmitten von Nirgendwo und nach Heinrich Bölls Ferienhaus, hatte ich Muße, mir über mein Verhältnis zum ‚guten Mann von Köln‘ Rechenschaft abzulegen. Das ‚Irische Tagebuch‘, 1957 erschienen, das Millionen deutsche Touristen auf die Insel brachte, die uneingedenk Bölls Warnung am Anfang des Buches ‚Es gibt dieses Irland. Wer aber hinfährt und es nicht

findet, hat keine Ersatzansprüche an den Autor' hier ein Utopia gesucht hatten, dieser erste wirkliche Böll'sche Bestseller, den die Iren im Gegensatz zu den Deutschen nicht lesen wollten, weil sie – kaum glaublich – ihr Land darin verunglimpft sahen, diese schmale Kurzgeschichtensammlung war das erste und einzige Buch von Böll, das ich als 17jähriger freiwillig las (andere mußte ich im Deutschunterricht lesen und lernte sie hassen).

Der Anfang, das Eintauchen in die andere Welt, der mich seinerzeit ungeheuer beeindruckte, ist mir als Bild auch noch heute ganz präsent, ebenso wie andere Szenen, die ich nach mehr als 30 Jahren deutlich vor dem inneren Auge sehe – übrigens, bemerkte ich dann einige Tage später beim Wiederlesen, ganz anders als sie dastehen.

Der Beginn des Reisetagebuchs, in meiner Erinnerung eine gewaltige, detailreiche Ouvertüre, ist in Wirklichkeit nur zwei, drei Seiten lang, das ganze Werk, das ich damals für die langsam gereifte Frucht jahrelanger Irland-Erfahrungen hielt, ist nach den ersten zwei dort verbrachten Sommern, nach wenig mehr als zwei Monaten auf der Insel geschrieben. So kann man sich täuschen, und so wirkt Literatur.

Vor Einbruch der Nacht und nachdem wir an vielen gottverlassenen Kreuzungen rechts abgebogen waren und uns zehn Meter, bevor die Straße im Atlantik endete, entschlossen hatten, um Hilfe zu bitten (jeder Anlieger, vor dessen Häuschen wir dann hielten, kannte das Böll-Cottage und half uns ein paar Meilen weiter), kamen wir schließlich an.

Aus dem primitiven Dreiraumhüttchen mit Garage, das sich Böll Ende der 50er nach Erscheinen des Tagebuchs gekauft hatte, war im Laufe der Jahrzehnte, Renovierungen, Anbauten und Vergrößerungen und nach der Schenkung an den lokalen Heinrich Böll-Verein von Achill ein schmuckes weißes mit allen modernen Selbstverständlichkeiten ausgerüstetes Haus geworden, hinter dessen Fuchsienhecke auch keine Eselskarren mehr die abschüssigen 500 Meter zum Meer hinabholperten, sondern alle drei Minuten vorüberdonnernde Range Rovers und BMWs den sehr unböllschen Anschluß Irlands an die Lebens- und Wertestandards Resteuropas beglaubigten.

Ich halte mich im allgemeinen für der Spökenkiekerei unverdächtig, aber nach einer halben Stunde im Haus, im offenen Kamin prasselte ein Torffeuer, die Weinflaschen waren entkorkt und die Familienmitglieder saßen auf dem Sofa und lasen einander vor, konnte ich nicht anders als ganz deutlich zu fühlen, daß in diesen Mauern ein Geist steckte, und zwar ein guter. Dieser Geist, der die Wohn- und Waschküchen verteidigt und den Familienzusammenhalt stärkt und beständigere Werte hochhält als die der Konsum- und Wegwerfgesellschaft, dieser Geist der Freundlichkeit und Geborgenheit, der sofort von uns Besitz ergriff, dieser Geist konnte kein anderer sein als der des ehemaligen Hausherrn.

Nun glaube ich in der Tat zwar nicht an Gespenster, sehr wohl aber an die Kraft der Literatur. Und erinnerte mich an diesem ersten Abend daher an den Sommer 1985, als ich die Nachricht vom Tod Bölls erfuhr. Ich lebte in Amsterdam und weiß noch, wie schockiert ich war und wie verwaist ich mich plötzlich fühlte. Ich hatte seit der Schulzeit nichts von Böll mehr gelesen und war von großer, nur mit der Jugend zu entschuldigender Unduldsamkeit und Überheblichkeit gegen sein Schreiben. Und plötzlich empfand ich wie nach John Lennons Ermordung. Wir alle hatten mehr verloren als nur irgendeinen Künstler. In jenem Sommer las ich alle wichtigen Bücher Bölls. Vor allem aber kam ich mit den Holländern und später den Franzosen, in deren Ländern ich lebte, ins Gespräch über Böll, den die Lesenden alle gelesen hatten.

Und es war Böll, erfuhr ich, ganz allein Böll, der Deutschland und den Deutschen bei all diesen Menschen, die uns, um es vorsichtig auszudrücken, mißtrauisch und ohne große Sympathien gegenüberstanden, Verständnis verschaffte, Respekt, manchmal Liebe. Es war Böll, der quasi im Alleingang (zusammen mit Willy Brandt) unseren lesenden Nachbarn nach 1945 deutlich machte, daß wir Menschen waren, keine Maschinen und keine Ungeheuer. Nun wird mancher Böll-Verächter einwenden: Na klar, denn er war zwar ein unerheblicher Schriftsteller, aber ein verdammt netter Kerl.

Aber das ist natürlich Unsinn. Denn kein Niederländer und kein Franzose kannte Böll persönlich oder aus dem Radio oder Fernsehen. Sie kannten nur seine Romane und Erzählungen. Es war nicht der Mensch Böll, der so ungeheuer mächtig wirkte, auch nicht seine Gesinnung, es war seine Kunst. Und seit ich das damals erlebte – durchaus beschämt erlebte, - mache ich mir meine Gedanken darüber, ob die Kriterien, nach denen unsere Kunstrichter Bölls Prosa messen und für schlecht befinden, den Kern der Sache, nämlich die Kunst, treffen.

Romane, die so tief und so nachhaltig auf Leser wirken, deren Gestaltung und Gestalten das Renommee eines ganzen Landes retten, müssen das Resultat großer Kunst sein. Wenn auch vielleicht einer, für die manchen Germanisten das Sensorium oder Instrumentarium abgeht. Und so wurde mir denn auch vor dem Torffeuer in Bölls Haus klar, daß der gute Geist, der hier umging, nicht der des Mannes war, sondern der seiner Texte und ihrer durch die Krisen der Jahrzehnte hin utopischen Suche nach dem richtigen Leben im falschen.

Dieser Geist wirkt auch außerhalb der Mauern des Hauses. Denn die Heinrich-Böll-Association, ein Verein von ehrenamtlichen Mitarbeitern, von denen keiner den Schriftsteller persönlich kannte, hält das Haus in Schuß, lädt jährlich Dutzende von Künstlern aus aller Welt hierher ein und organisiert einmal im Jahr ein denkwürdiges Heinrich-Böll-Memorial

Weekend mit Lesungen, Vorträgen, Workshops und Ausflügen. Das alles mit ein paar Kröten aus dem Fonds der Grafschaft Mayo, aber ohne einen Pfennig an deutscher Beteiligung. Die Heinrich-Böll-Stiftung stellt sich tot, wenn Anrufe aus Irland kommen, die Stadt Köln bedenkt immerhin die Idee eines Zuschusses, aktiv partizipiert nur das Dubliner Goethe-Institut, dessen Leiter Rolf Stehle es auch merkwürdig findet, daß in Bölls Landhaus Amerikaner und Australier logieren, die noch nie von dem Nobelpreisträger gehört haben, aber nur wenige deutsche Autoren, und mit finanzieller Unterstützung hilft, das zu ändern. John McHugh, der Vorstand des Böll-Vereins, der aussieht wie ein in die Jahre gekommener Jim Morrison, ist eigentlich Bildhauer, die energisch-sensible Sheila Theologiedozent in Galway, John Barrett leitet das Gasthaus Bervie, in dem Böll seine ersten Urlaube auf der Insel verbrachte, Dr. King, der Sohn des Arztes, der Böll in die Geheimnisse Achills einführte, ist seinerseits Landarzt hier geworden. Und ein weiterer John, der Caretaker, der Hausmeister, hielt eines Morgens hupend seinen Bus vor unserer Tür an und erinnerte uns daran, daß an diesem Tag die Mülltonne rausgestellt werden mußte.

Alle diese Leute gehen um Geld betteln, organisieren, telefonieren, schmieren für die Ausflüge des Erinnerungswochenendes 350 Butterbrote, warum? Nur um die Erinnerung an einen weithin vergessenen deutschen Schriftsteller aufrechtzuerhalten? Ich glaube nicht. Ich glaube vielmehr, ihr Idealismus ist auch eine – vielleicht unbewußte – Frucht der böllschen literarischen Utopie.

Aber was macht die aus, um ihr noch 25 Jahre nach dem Tod des Schriftstellers solche Strahlkraft zu verleihen? Gerade in seinen späten Romanen, dem ‚Gruppenbild mit Dame‘, der ‚Fürsorglichen Belagerung‘, gibt es Gegenbewegungen zur Inhumanität der Weltläufte. Verteidigungsstrategien, die man nicht vorschnell als Rückzug ins Private deuten sollte, sondern eher als anarchistische Graswurzelrevolutionen der Zärtlichkeit, Behutsamkeit, Entschleunigung und des zivilen Ungehorsams.

Vielleicht ist Böll in den 50er Jahren aus Deutschland geflohen, weil er glaubte, die Iren lebten nach diesen Maximen. Da täuschte er sich, denn eine solche Utopie ist nie in der Mentalität eines anderen Landes zu finden, auch wenn Böll das vermutlich eine Zeitlang hoffte. Irgendwann muß ihm klar geworden sein, daß sie sich, wenn überhaupt, immer nur unter Individuen realisieren läßt. Vielleicht hat er auch deshalb seinem letzten Roman ‚Frauen vor Flußlandschaft‘ die Widmung mitgegeben; „Den Meinen an allen Orten, wo immer sie sein mögen.“ Achill Island ist so ein Ort.